Morgen-Ausgabe B.

Leipziger Tageblatt und Handelszeitung.

Amtsblatt des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Bezugs-Preis

für Leipzig und Vororte durch unsere Träger und Spediteure ins Haus gebracht: Ausgabe A (nur morgens) vierteljährlich 3 M., monatlich 1 M.; Ausgabe B (morgens und abends) vierteljährlich 4.50 M., monatlich 1.50 M.

Durch die Post zu beziehen: (2 mal täglich) innerhalb Deutschlands und der deutschen Kolonien vierteljährlich 4.25 M., monatlich 1.75 M. ausschl. Postbestellgeld, für Oesterreich 9 K 66 h, Ungarn 8 K vierteljährlich. Ferner in Belgien, Dänemark, den Donaustaaten, Italien, Luxemburg, Niederlande, Norwegen, Rußland, Schweden, Schweiz und Spanien. In allen übrigen Staaten nur direkt durch die Exped. s. Bl. erhältlich.

Abonnement-Annahme: Augustusplatz 8, bei unseren Trägern, Filialen, Spediteuren und Annahmestellen, sowie Briefträgern.

Die einzelne Nummer kostet 10 Pfg.

Redaktion und Expedition: Johannisgasse 8. Fernsprecher Nr. 14692, Nr. 14693, Nr. 14694.

Anzeigen-Preis

für Inserate aus Leipzig und Umgebung die 6gespaltene Petitzeile 25 Pf., finanzielle Anzeigen 30 Pf., Reklamen 1 M.; von auswärts 30 Pf., Reklamen 1.20 M.; vom Ausland 50 Pf., finanz. Anzeigen 75 Pf., Reklamen 1.50 M.

Inserate v. Behörden im amtlichen Teil 40 Pf. Beilagegebühr 5 M. p. Tausend exkl. Postgebühr. Geschäftsanzeigen an bevorzugter Stelle im Preise erhöht. Rabatt nach Tarif. Festerteilte Aufträge können nicht zurückgezogen werden. Für das Erscheinen an bestimmten Tagen und Plätzen wird keine Garantie übernommen.

Anzeigen-Annahme: Augustusplatz 8, bei sämtlichen Filialen u. allen Annoncen-Expeditionen des In- und Auslandes.

Haupt-Filiale Berlin: Carl Duncker, Herzogl. Bayr. Hofbuchhandlung, Lützowstraße 10. (Telephon VI, Nr. 4603).

Haupt-Filiale Dresden: Seestraße 4, 1 (Telephon 4621).

Nr. 198. Sonntag 19. Juli 1908. 102. Jahrgang.

Das Wichtigste.

* Zum Rektor Magnifikus der Universität Leipzig für das Jubiläumsjahr 1908/09 wurde gestern Geheimer Rat Professor Dr. Karl Binding gewählt. (S. Lpzg. Ang.)

* Das Elfte Deutsche Turnfest in Frankfurt a. M. nahm bisher einen glänzenden Verlauf. Selbst deutsche Turner aus Amerika und Südafrika sind eingetroffen. (S. d. bes. Art.)

* Wie verlautet, hat eine Anzahl Offiziere in Adrianopel das Telegraphenamt besetzt.

* In Bahia (Brasilien) kam es zu antifranzösischen Massendemonstrationen, weil die Landesflagge durch einen Franzosen beleidigt wurde.

* In Bombay (Indien) verursachten 14 000 streikende Fabrikarbeiter Ruhestörungen. (S. Ausl.)

Auf Umwegen.

Die neueste causa célèbre ist wirklich des Aufsehens wert, das sie macht. Es ist in der großen Oeffentlichkeit wenig beachtet worden, daß der Erfolg des „Dreadnought" in England gerade Brasilien veranlaßt hat, schon im vorigen Jahr zwei dieser Panzerkolosse zu bestellen; und zwar in England. Die südamerikanischen Republiken haben sich zwar oft ein wenig auf Seekrieg eingerichtet. Chile hat einen solchen auch mit Peru geführt und einige Jahre später hat es erlebt, daß seine Revolutionspartei sich auf die Flotte setzte und den ungesetzlichen Präsidenten Balmaceda überwand. Auch Brasilien hatte bisher eine kleine Flotte. Uns liegt gerade das Stärkeverzeichnis von 1904 vor: 2 Linienschiffe 3. Klasse zusammen 10 700 Tonnen, 13 500 Pferdestärken; 2 Küstenpanzer 6322 Tonnen, 6800 Pferdestärken; 7 kleine Kreuzer 15 120 Tonnen, 41 400 Pferdestärken; 1 Kanonenboot, 1 Torpedobootszerstörer, 8 Torpedoboote. Besatzung etwa 3000 Mann. Seitdem wird dies und jenes geschehen sein, sicherlich aber ist keine durchgreifende Reform vollzogen.

Trotzdem hat Brasilien im Jahre 1907 3 Riesenpanzerlinienschiffe in England bestellt, die den „Dreadnought" an Größe noch überragen. Außerdem 27 kleinere Schiffe, wohl meist Torpedoboote, Unterseeboote und dergleichen. Brasilien kann natürlich so viel Schiffe bauen wie es will. Niemand macht ihm das Recht dazu streitig. Dennoch hat man schon damals Zweifel ausgesprochen, ob wohl Brasilien der eigentliche Besteller sei. Denn 150 Millionen Mark, vielleicht mehr, gibt man doch nur dann aus, wenn man eine vernünftige Verwendung dafür hat. Man fragt sich also: wo liegt die Notwendigkeit, plötzlich eine derartige Seerüstung zu betreiben? Von den amerikanischen Staaten mit Ausnahme der großen Republik des Nordens, haben nur Argentinien und Chile eine nennenswerte Kriegsflotte. Diese beiden sind zur See nicht stärker als Brasilien. Argentinien hatte 1904 zwei Panzerkreuzer in Genua gerade fertig, als der ostasiatische Krieg ausbrach. Gerade vor Torschluß konnte es sie noch an Japan verkaufen, dem es gelang, sie durch den Suezkanal nach Ostasien zu bringen, obwohl die Russen mit Uebermacht in ihrer Nähe blieben, um sie bei der ersten Nachricht vom Ausbruch des Krieges zu überwältigen. Argentinien und Chile sind zur See nur für die Verteidigung gerüstet. Obendrein sind sie traditionelle Gegner. Rücksicht auf sie gebot also den Brasilianern nicht die plötzliche Verstärkung.

In der Presse schlief die Sache bald wieder ein. Europäische Mächte schienen sich auch nicht sehr für die Entschlüsse Brasiliens hinsichtlich seiner Flotte zu interessieren. Inzwischen gingen die drei nominell für Brasilien bestimmten Dreadnoughts allmählich ihrer Vollendung entgegen.

Jetzt mit einem Male spricht alle Welt davon, sie seien überhaupt gar nicht für Brasilien bestimmt gewesen; dieses sei nur sozusagen ein Kommissionär gewesen. Zuerst sollte der eigentliche Besteller Japan sein; dieses habe auch das erforderliche finanzielle Arrangement getroffen. Japan sei es auch, das die schwer einzuhaltende Bedingung erzwungen habe, daß die drei Riesenschiffe schon bis zum nächsten Herbst zu liefern seien. Namentlich ward in den Vereinigten Staaten auf den Busch geklopft, worauf denn freilich japanische Stimmen entrüstet antworteten: man sucht niemand hinter dem Busch, man habe denn selbst dahinter gesessen. Die Erregung ist rasch im Wachsen und interessiert auch die ganz unbeteiligten Länder.

Natürlich genug! Wenn es wahr ist, daß Japan seine Flotte um diese Schiffe vergrößern will, so sucht man bei ihm nach dem vernünftigen Zweck. Der wäre nicht schwer zu finden. Schon im Dezember 1906 verdüsterten sich die japanisch-amerikanischen Beziehungen. Im Laufe des Sommers beschloß die Regierung zu Washington, wahrzu ihre gesamte Panzerflotte nach dem Stillen Ozean zu senden. „Man muß diesen Asiaten einmal recht deutlich kommen", sagte im letzten Winter der Kriegssekretär Root. In der Tat, Japan verstand den Wink und duckte sich, ohne einen Laut zu verlieren. Es war im Augenblick nicht in der Lage, einen Krieg mit den Vereinigten Staaten zu führen. Wenn es aber wahr ist, daß es sich alsbald entschloß, drei Riesenschiffe in England in Bau zu geben, so werden die Amerikaner nicht zweifeln, daß sie es sind, gegen welche die ostasiatische Großmacht sich auf die Hinterfüße stellt. Sie werden dann den großen Strauß einige Zeit später auszufechten haben. Auch sie arbeiten stark an der Verstärkung ihrer Flotte. Sie haben fünf Panzer-Linienschiffe im Bau. Auffallend ist, daß sie nicht früher Lärm geschlagen haben, wenn sie Verdacht hatten, daß Brasilien sich zum Diener japanischer Intrigen hergebe.

Auch dies letztere ist unwahrscheinlich. Brasilien ist mit den Vereinigten Staaten im besten Einvernehmen. Man hat im vorigen Jahre einen Gegenseitigkeitsvertrag mit Zollbevorzugung abgeschlossen. Brasilien gilt als der Vorkämpfer nordamerikanischer Interessen in Südamerika. Darf man annehmen, daß es einer so unwürdigen Intrige seine Dienste leihe, die darin bestände, daß es sich zur Deckadresse für die Lieferung einer Kriegsflotte an den präsumtiven Feind der Vereinigten Staaten machte? Sollte derartiges doch an den Tag kommen, so würde es mit den guten Beziehungen wohl vorbei sein.

Brasilien bleibt vorläufig dabei, jener „Dreadnoughts" für seine eigene Flotte zu bedürfen. Die rasche Entwicklung des Landes, die Angreifbarkeit seiner 3500 Kilometer langen, mit vielen Häfen versehenen Küste verlange einen weit stärkeren Schutz, als bisher vorhanden gewesen. Die Bestellung dieser Schiffe, sowie der kleineren Fahrzeuge, gehöre zu der vom Kongreß ausführlich und in aller Oeffentlichkeit beratenen Reform der brasilianischen Wehrkraft. Diese gehe auch zu Lande vor sich und habe zu der Bestellung von 150 Batterien Feldartillerie mit 750 Geschützen bei Krupp geführt. — Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen, steht aber doch schief darum. Denn die unabweisbare Frage liegt nahe: glaubt Brasilien wirklich, einmal solche Riesenschiffe nötig zu haben? Und weiter: hat es Offiziere, Mannschaften, Seeleute, Seesoldaten, denen es die Führung solcher Schiffe übergeben kann?

Und nun kommt die Nachricht, England wolle die drei für brasilianische Rechnung in England erbauten Schiffe selbst kaufen. Für sich? Oder für wen? Vielleicht für Japan? Die Angelegenheit wird immer verwickelter. Wenn sich England tatsächlich entschlossen haben sollte, die Schiffe für sich selbst zu erwerben, so wäre das als politisches Symptom von erheblicher Bedeutung. Man denke dabei auch an die Zeit der Bestellung. Es war die Zeit der englischen Abrüstungspropaganda. Sollte hier der Schlüssel zu finden sein zu der Frage, weshalb eventuell dieser Umweg über Brasilien gemacht worden ist? Die ganze Sache scheint uns dringend weiterer Aufklärung bedürftig zu sein. In jeder Beziehung heißt es: non liquet!

Die ganze Frage wird auch die Völkerrechtslehre sehr lebhaft interessieren.

Der Potolok.

(Von unserem Petersburger #-Korrespondenten.)

Petersburg, 2./15. Juli.

Chomjakow, der Dumapräsident, der an alles denken muß, ist in großen Sorgen. Gestern ist der Pristaw des hohen Hauses bei ihm gewesen und hat ihm berichtet, „daß der Potolok aufs neue wackele". So ein Potolok läßt nicht mit sich spaßen; das hat er bereits allen Ernstes bewiesen, damals, als er in frühester Morgenstunde herniederstürzte und gegen allen Reipelt die Bänke der geehrten Abgeordneten mit Schutt und Holzabfällen bedeckte.

„Haben Sie es sicher bemerkt, daß er wackelt? Oder glaubten Sie vielleicht nur, es annehmen zu dürfen, etwa deshalb, weil es in russischen Lieutzgebäuden öfters wackelt? Ich bitte um Aufrichtigkeit, Herr Pristaw."

Der Pristaw hebt beide Arme gen Himmel, als wolle er rechts und links schwören. „Wie können Exzellenz nur glauben! Gesehen hab ich's und gehört. Wie eine Welle ging es über die geehrte Decke im Katharinensaal. Und nun zieht sich ein fingerdicker Spalt von der einen Seite bis zur andern."

Der Präsident starrt durch die Scheiben seines Arbeitskabinetts. „Warum ließ Golowin ihn auch reparieren. Wenn bei uns etwas repariert wird, so wird es immer schlechter", murmelt er vor sich hin. Und lauter fügt er hinzu: „Wir werden totgeschlagen werden, bevor wir die erhöhten Diäten bekommen haben. Dann läßt der liebenswürdige Verkehrsminister unsere sterblichen Ueberreste per Extrazug in die Heimat befördern."

Der Pristaw macht „Oh", als gäbe es für ihn nichts Kostbareres, als so ein Deputiertenleben. Bei sich aber denkt er: „Schade wär's gerade nicht, namentlich nicht um diese Kadetten, die ihre Nase in alles stecken."

Schließlich sagt Chomjakow: „Hören Sie, Pristaw. Das geht nicht so weiter. Der Potolok darf nicht mehr wackeln. Jedesmal, wenn er wackelt, kommt die vorlaute Presse und schreibt, daß die Duma wiederum wackele. Es gibt Vergleiche, die mir auf die Nerven gehen. Ich will nicht, daß die Telegraphen-Agentur aus unserem Fell Riemen schneidet."

Der Pristaw kaut an seinem herabhängenden Schnurrbart. Offenbar überlegt er, was zu tun sei. Indessen setzt Chomjakow seine Reflexionen fort:

„Wer garantiert mir dafür, daß diese verdammte Decke nicht gerade während einer Sitzung uns auf die Köpfe fällt? Dann kommt natürlich die Regierung und streicht uns die Diäten für diese Sitzung, weil wir nicht brav gearbeitet haben. Jetzt, wo die Fleischpreise so hoch sind! Denken Sie nach, Herr Pristaw, und finden Sie etwas."

„Wie wäre es denn, Euer Exzellenz", fragt der Pristaw, „wenn man die Regierung bäte, der Duma ein — neues Haus zu bauen?"

Als habe ihn eine Biene zwischen Rücken und Beine gestochen springt Chomjakow in die Höhe. „Sind Sie verrückt geworden, Pristaw? Ein Parlamentsgebäude! Wer soll denn das bezahlen?"

„Es könnte ja aus Holz sein", wendet der erschreckte Pristaw bescheiden ein. „Vielleicht wäre der Direktor von „Royal Bio" — Sie wissen, Exzellenz, das Kinematographentheater auf dem Marsfelde — bereit, seine Bretterbude der Duma für ihre Sitzungen zu überlassen? Ich glaube, der Reichsrat würde dazu seine hohe Zustimmung geben; wenn man ihm die Bitte in geeigneter Form vorträge natürlich", beeilt er sich hinzuzufügen.

„Royal Bio? Hm! Das ließe sich überdenken. Sie haben manchmal ganz gescheite Ideen, Pristaw. Wirklich, gar nicht so übel, diese Kombination", lobt Chomjakow.

Durch die Anerkennung ermuntert, fährt der Pristaw fort: „Vielleicht wäre es angängig, in geeigneten Momenten während der Sitzungen kinematographische Bilder vorzuführen? Zum Beispiel: Purtschkewitsch will Miljukow einen Kronleuchter an den Kopf werfen. Die Situation ist äußerst kritisch, denn so ein Kronleuchter ist teuer. Da — plötzlich beginnt der Kinematograph zu arbeiten. Die Leinwand zeigt den „Glöckner von Notre-Dame", wie er in Nächstenliebe und Seelengröße schwimmt. Purtschkewitsch zaudert. Die Hand, in der der abgebrochene Arm des Kronleuchters ruht, sinkt herab. Tränen stürzen ihm aus den Augen. Und mit den Worten: „Ich will dein Freund und Bruder sein und schlag' dir nicht den Schädel ein!" stürzt er sich in die weitgeöffneten Arme des Kadettenhäuptlings. Friede, Freundschaft, Sakusla im Büfettzimmer, Brüderschaft." Die Augen des Pristaws leuchten. Aus Chomjakows rechtem Auge fällt eine Deputiertenträne. Historischer Augenblick.

„Oder aber", phantasiert der Pristaw weiter, „oder aber es gibt eine neue Flottenvorlage. Maklakow steigt aufs Katheder und ist im besten Zuge, das Tschusmaregister aufzurollen. Da beginnt der Kinematograph zu arbeiten. Man sieht eine Flottenrevue im Seekriege der Zukunft. Voran die bewimpelten Admiralschiffe Rußlands, Frankreichs und Englands. Hinter ihnen die zerschossenen Panzer und Kreuzer Deutschlands. Die Musik spielt den „Einkreisungsmarsch". Die Wirkung auf die Duma-Abgeordneten ist elementar. Alle erheben sich wie ein Mann. Purtschkewitsch legt auf die Pulte der Trudowiks und der Sozialdemokraten die russische Trikolore. Maklakow proponiert der Duma ein Begrüßungstelegramm an Admiral Boström, das die inständige Bitte enthält, ja nichts am bisherigen Marineprogramm zu ändern und von Reformen nach Möglichkeit abzusehen. Unter den Klängen des Walzers „Ueber den Wellen" tänzeln die gerührten Deputierten an die Kasse, um eine Gratifikation entgegenzunehmen, die ihnen die Regierung in Anbetracht ihres pflichtbewußten Benehmens in Gnaden bewilligt hat. Jeder Deputierte erhält außerdem als symbolisches Andenken einen wasserdichten Regenmantel und ein Paar Galoschen."

In Chomjakow wogen die Gefühle wild durcheinander. „Schade", so denkt er, „daß meine Deputierten schon abgereist sind. Ich hätte die Frage sonst unbedingt als dringlich zur Diskussion gestellt. Wer weiß, ob Royal Bio bis zum Herbst seine Bretterbude nicht schon abgerissen hat?"

„Was soll mit dem Potolok geschehen, Exzellenz?" wagt der Pristaw demütig zu fragen.

„Lassen sie ihn mit Kommissionsprotokollen verkleben. So haben diese Dinger wenigstens einen Zweck."

„Zu Befehl, Exzellenz!"

Ballons.

Wenn Fremde nach Cayenne kommen, in Frankreichs Kolonie, wo der Pfeffer wächst, dann warnt man sie: vor gelbem Fieber. Wenn Fremde jetzt nach Deutschland kommen, wo die Linde blüht und kein Pfeffer wächst, muß man sie gleichfalls warnen: vor dem Ballonfieber. Zeppelin steigt. Zeppelin steigt nicht. Zeppelin wird doch steigen. Die Schraube am vorderen Motor ist kaput. Man wird bis morgen eine neue beschaffen. Zeppelin steigt heute abend um sieben. In Italien wird auch ein Ballon losgelassen. Ueber Berlin kreuzt das Militärluftschiff. Von der „Patrie" hört man gar nichts mehr. Der arme Graf Zeppelin: jetzt ist das Höhensteuer wieder kaput! Ob er in vierzehn Tagen steigen wird . . . Ballonfieber.

Und die friedfertigsten Menschen werden die waghalsigsten Phantasten. Noch ist die absolute Lösung des lenkbaren Ballons nicht erwiesen, aber sie haben alle den ersten Ballon, dem man mit Schrauben und Steuern den Wolkenweg vorschreiben wird, längst in Verkehr gesetzt, haben schon ein zweites, ein drittes System, verachten schon das eine ob geringerer Qualitäten und ziehen das andere bei weitem vor: ganze Luftschiffflottillen haben sie schon, über deren Verwendung sie grübeln. Und sie kommen nicht so leicht mehr in Verlegenheit. Erstens wird man eine direkte Luftschiffverbindung von Brüssel nach Rom bewerkstelligen. Gleich darauf wird die Linie Rom—Wien eröffnet werden. Und das wird praktisch sein: man muß sich in der Eisenbahn nicht mehr in verrauchte Coupés setzen oder in enge Nichtraucherwagen, wo die Babys schreien, die man einfach über Bord wirft, wenn sie ein so modernes Gefährt, wie ein Luftautomobil, durch albernes Geschrei zu beleidigen versuchen; man muß keine Umwege mehr machen, die über zerklüftende Berge führen, und durch keine Tunnels mehr, die einstürzen können, indes einem weiter nichts passiert, wenn man per Luftschwimmgürtel im Falle einer Luftbahnbetriebsstörung gelassen zu diesem schäbigen Erdplaneten für eine Weile wieder herunter muß. Man wird endlich alle Ziele bei gleichmäßigem Fortschritt der Luftschiffstechnik mit rasenden Geschwindigkeit erreichen und in zehn Jahren schon in Leipzig bei der Abreise das Frühstück, das Diner auf dem Brenner nehmen, nachmittags sich ein wenig an Monte Carlos Rouletten vergnügen und noch nachts sehr frisch sein, wenn man wieder in Leipzig ins Zimmer der Gattin durchs Fenster steigt. Und man wird schwebende Bahnstationen, fliegende Bahnwächter und freischaukelnde Signale haben, Luftschnellzüge und Personenzüge, Luftrundreisebilletts und Luftstrains. Das alles wird eine Segnung im friedlichen Verkehr der Völker sein, sie alle werden — wenn man einigen Romanschriftstellern glauben darf, die mit dem Vorrecht des Poeten noch vor Zeppelin lenkbar durch die Luft kutschierten — auf ihren Vergnügungskreisen nachgrübeln, wie sie sich gegenseitig am besten in der Luft oder durch die Luft totschlagen.

Die Zukunft des Krieges liegt in der Luft. Es wird keine Phrase sein, daß etwas in der Luft liegt, und man wird das bekannte Wort vom Guten dahin abändern müssen, daß alles Unheil von oben kommt. Jetzt sind die Tage nicht mehr fern, daß wirklich Herr Waldemar Quirl, der Held aus Ewald Seeligers neuem Roman „Der Schrecken der Völker", mit seinem blauen Luftschiffgeschwader über den englischen Flotten erscheint und die schönen, teuren Kriegsschiffe eins nach dem andern von oben in die Tiefsee spediert. Er wird sich dazu keine Kanonen mehr mitnehmen müssen, denn im Zeitalter der Luft muß alles leicht und luftig sein, und so werden ihm die kleinen, verheerenden Kügelchen schon genügen, die sein Dichter ihn erfinden läßt, Kügelchen, die in der Sekunde ganze Basaltfelsen sozusagen auseinanderreißen und von denen man, weil sie klein sind, ja Vorrat genug in einen Ballon packen kann, um die Erde damit zu spalten. Das Reich der unbegrenzten Möglichkeiten wird jetzt nicht mehr Amerika sein, dieses Reich ist jetzt die Luft, und der seelige Jules Verne wird sich noch im Grabe einmal umdrehen und vor Wut selbst in die Luft gehen, wenn er sein armseliges Phantasiegeschwätz gegen die Europäen hält, die er schreiben könnte, wenn er jetzt noch lebte. Es wird ein famoses Zeitalter sein, in dem man die verschiedensten Dinge wirklich wird im Fluge erwischen können, und die Luftschlösser werden keine Sache mehr sein, die man belächelt, man wird sie wirklich bauen können, man baut sie vielleicht schon jetzt . . .

Und man könnte noch vieles anführen, das die neue Zeit verändern wird. Selbst die Sprache wird sich einige Korrekturen gefallen lassen müssen. Wie die Bezeichnung Luftschloß dann ihren Sinn verloren hat, so wird man auch niemand mehr, wenn man ihm schmeicheln will, wie bisher sagen dürfen: „Mein Herr, Sie sind mir Luft." Man wird sich auf ein anderes Gas besinnen müssen und vielleicht moderner sagen: „Mein Herr, Sie sind mir Knallgas oder Schwefelwasserstoff!" Man wird sich auf ein anderes Gas besinnen müssen, das weniger respektabel ist. Man wird auch nicht mehr fordern dürfen, daß einer, der sich nicht anständig benimmt, ohne weiteres an die Luft gesetzt werde. Man wird ihn wieder an die Erde setzen müssen. Und kann sogar sein, daß er darüber wieder zu Verstand kommt.

Die meisten freilich haben ihn zurzeit verloren. Ballonfieber. Es zeppelint. Was Zeppelin schafft, ist fast nicht wissenschaftliche Arbeit, es ist ihnen ein Sport, ein Gesellschaftsthema, die Sensation. Zeppelin steigt. Zeppelin steigt nicht. Zeppelin wird doch steigen. . . . Am Bodensee prüft einer, ob endlich durch Mißtrauen, Gleichgültigkeit erschwerte Arbeit Früchte hat; dazu ein Weltspektakel, der dem Tapferen die Ohren vollheult, daß er kaum hören kann. Man reist jetzt nicht nach Ostende, man fährt jetzt an den Bodensee. Presse und amtliche Berichte genügen nicht: man muß dabei gewesen sein und man wird klatschen, Hurra schreien, wenn Zeppelin zurückkommt. Dann wäre das Theater, wäre die Premiere aus. Da freilich jetzt die Vorstellung unterblieb, sind alle wütend, die Billetts bezahlten. Fast wird man skeptisch gegen den Mann, — weil man umsonst Billetts bezahlte. Es ist eines Erfinders Pflicht, in zwei Stunden als erster Generalprobe eines Lebens Schaffen definitiv darzulegen: wozu fuhr man sonst an den Bodensee . . .

Graf Zeppelin selbst hat jetzt aber genug. So wenigstens scheint's. Er hat nach rechts und links verlauten lassen, daß er nächstens, wenn er wieder einmal „steigen" wird, nicht gestört sein will. Man wird eben nicht wissen, wann er steigt. Und das ist hübsch: er selbst, der Neuerer, der in diesen Tagen vielbesungene, vielbesprochene, vielzitierte Erschließer neuer Zonen, ist in einem Sinne vorläufig doch nach beim alten Prinzip geblieben: er hat die Snobs an die Luft gesetzt.

SLUB
Wir führen Wissen.